

Die Verdammten

Sie galten als die gefährlichsten Männer der Welt. Tausende IS-Kämpfer sitzen in einem Gefängnis in Nordsyrien. Die kurdischen Wärter fragen sich: Warum lässt die Welt uns mit ihnen allein?

Diesen Ort kann man riechen, bevor man ihn sieht. Der Geruch dringt durch die Zellentüren nach außen ins Freie, er dringt durch den Mundschutz hindurch. Und vielleicht beantwortet der Geruch schon alle Fragen. Es riecht nicht nach Versöhnung. Ein Gemisch aus Fäkalien, Schweiß, den Ausdünstungen der Schwerkranken und ihrer offenen Wunden. Und manchmal, wenn gerade jemand gestorben ist, kommt noch der Geruch des Todes dazu.

Sie, die Gefangenen, halten es immer erst geheim. Sie waschen den Leichnam, versammeln sich um ihn für das Totengebet, dann geben sie den Wärtern Bescheid. Deswegen der Geruch. Er kommt mit einer Erkenntnis: Dies ist nicht bloß die Krankenstation des Gefängnisses, es ist ein Ort irgendwo auf dem Weg zwischen Leben und Tod. Wer hier nicht schon krank ist, wird es bald. Viren gehen um, Tuberkulose. Covid-19 hätte ein leichtes Spiel.

Die noch Lebenden starren vor sich hin, scheinen kaum wahrzunehmen, was um sie herum passiert, am Ende eines Lebens, das sie zum Töten verschwendet haben. Manche starren uns, Fotografen und Reporter, feindselig an.

„Sie würden uns sofort töten“, sagt einer aus dem Leitungskomitee des Gefängnisses, ein Mann, der seinen Namen geheim halten will. Nennen wir ihn: Haidar.

„Ich gehe tot hier, hundert Prozent.“ Sagt Abdellah, einer der Häftlinge.

Es sollte hier aufhören, das war die Idee. Das Ende des Terrorstaats, den sie IS nannten. In einer alten Berufsschule im Nordosten von Syrien, am Stadtrand von Hasaka, die genaue Position muss geheim bleiben. Die Kurden, die das Gebiet vom IS befreiten, bauten die Schule auf die Schnelle zu einem Gefängnis um.

Insgesamt 5000 IS-Männer, aus 33 Ländern stammend, brachten sie hierher. Diese Männer, sagen die Kurden, seien die gefährlichsten, jene, die dem IS bis zuletzt treu blieben. Bis zur Schlacht um Baghuz an der syrisch-irakischen Grenze, den letzten Fleck, den der IS noch hielt, bis zum Frühjahr des vergangenen Jahres. Dort verschanzten sich seine letzten Anhänger: sie.

Sie machten jahrelang der ganzen Menschheit Angst. Jetzt liegen sie hier, siechend, abgeschnitten von der Welt. Ein paar Klinikbetten stehen entlang der Wände, den Boden bedecken Matten, auf ihnen liegen sie eng aneinander. Allein hier, in der Krankenstation, die nichts weiter ist als eine Halle, sind es 350 Menschen.

„Die Krankenstation“, sagt Abdellah, „ist der beste Raum und so richtig scheiße.“

„Würden alle gleichzeitig rebellieren“, sagt Haidar, „könnten wir sie nicht aufhalten. Das sind Kämpfer.“

Es ist nur ein Schulgelände, von den Kurden mit ein paar Mauern, Zäunen, Gittern und Toren durchschnitten. Auf vier Gebäude verteilen sich die Zellen, die früheren Klassenzimmer. Um

die 120 Gefangene teilen sich eine, es ist so eng, dass sich nicht mal alle gleichzeitig hinlegen können. Geht man über die Flure, in der Dunkelheit, weil der Strom ausgefallen ist, tauchen in den Luken der Türen die Umrisse bärtiger Männer auf, sie drücken ihre Gesichter gegen die Türen, rufen: „Sprichst du Arabisch? Welcher Tag ist heute?“

Machen die Wärter die Luke zu, ist es drinnen vollkommen dunkel.

Entsteht hier ein neuer IS, eine neue Bewegung des Terrors, voller Hass auf die Kurden und auf den Westen, voller Sehnsucht nach Revanche? Und was, wenn den Gefangenen der Ausbruch gelingt?

Dass wir überhaupt kommen durften, hat einen Grund, und der führt schon tief hinein in diese Geschichte: Alle hier fühlen sich vergessen. Nicht nur die Häftlinge. Auch ihre Bewacher, die Kurden. Haben den IS niedergekämpft und sind jetzt allein mit dessen Kämpfern. Kein Land der Welt will die Gefangenen haben, nicht mal die eigenen Bürger. Journalisten wie wir sind für die Kurden die einzigen Verbündeten in ihrem neuen Kampf: um Aufmerksamkeit.

TAG 1

Abdellah, 24, wartet in einem Raum der Krankenstation, er sitzt auf einem Stuhl, den ein Wärter mitten im Zimmer platziert hat, er wirkt wie ausgestellt.

„Rache“, sagt er. „Darum geht es doch immer.“ Er spricht über die orangefarbenen Overalls, die sie als Häftlingskleidung bekamen. Die Amerikaner hatten sie in Guantánamo eingeführt, der IS zog sie seinen Geiseln zur Enthauptung an. Als die Kurden sie nun den IS-Männern gaben, dachten viele, ihre Hinrichtung stehe bevor. „Rache, Rache, Rache“, sagt Abdellah.

Als er den Overall zum ersten Mal anzog, sei es wie ein Schlag ins Gesicht gewesen. „Was andere gespürt haben“, sagt er, „spürst du erst, wenn du es selbst erfährst.“

Abdellah fiel den Kurden ein, als wir fragten, welcher Häftling ehrlich sei. Er kauert auf dem Stuhl, die Arme verschränkt, eine schmale knochige Gestalt, den Stuhl hat er humpelnd erreicht. Er leidet an den Folgen eines Magendurchschusses, im „Kalifat“ konnte man ihn nur notdürftig operieren. Er trägt eine Mütze, es sind die letzten Februartage, in der Nähe hat es nachts geschneit.

Abdellah: Aufgewachsen ist er in einem Nachbarland von Deutschland, seine Eltern stammen aus Marokko. Im Gegensatz zu Haidar können wir mit ihm ohne Übersetzer sprechen, er ist mit der deutschen Sprache großgeworden. Im deutschen Fernsehen schaute er „Schlag den Raab“ und US-Serien wie „Two and a Half Men“ oder „King of Queens“. Ein normaler Teenager sei er gewesen, der Videogames spielte und „mit Freunden chillte“. Bevor er über einen Nachbarn in eine Gruppe hineingeriet, die ihn den „wahren Islam“ lehrte.

Abdellah erzählt davon, als hätte er einfach eine Clique gefunden. Zu der Gruppe gehörten einige der gefährlichsten Dschihadisten Europas. Als der Krieg in Syrien begann, habe der Imam ständig darüber gesprochen. „Dass wir den Menschen dort helfen müssen“, im Kampf gegen das Assad-Regime. „Wie kannst du schlafen, wenn die Leute dort getötet werden?“ Abdellah nahm einen Flieger in die Türkei und ging über die Grenze.

Ein paar Meter von Abdellah entfernt, im Gebäude auf der anderen Seite des Hofes, sitzt heute ein 23 Jahre alter Kurde, ein stämmiger Typ mit Schnauzbart, unter einer Klimaanlage, aus der heiße Luft in den Raum strömt. Jemand bringt Kaffee. Haidar sieht müde aus.

Haidar: das Kind einer kurdischen Familie aus Qamischli an der Grenze zur Türkei. Als er geboren wurde, durfte er keinen kurdischen Namen bekommen, das war unter dem Assad-Regime verboten. Er musste heißen wie ein Araber. Hier im Gebäude, in der Berufsschule, machte er eine Techniker Ausbildung. Zwei Stockwerke über dem Büro, in dem er jetzt sitzt. „Eine glückliche Zeit“, sagt er. „Ich habe erst später begriffen, dass wir unter Assad verlernt hatten, was Freiheit ist.“

Er sagt, er wäre gern woanders. „Irgendwo, bloß nicht hier.“ Entweder bei der Kampfeinheit, wo er die letzten Jahre verbracht hat. Oder irgendwo, wo er keine Uniform tragen muss. „Ich mag sie nicht“, sagt er. „Ich mag auch keine Waffen.“

Haidar brach seine Ausbildung für den Kampf gegen den IS ab. Freunde von ihm starben an der Front, während er in der Klasse saß, das habe er nicht mehr ausgehalten. Und dann, nach jahrelangem Kampfeinsatz, fand er sich im selben Gebäude wieder, jeden Tag konfrontiert mit dem Feind. Nicht mehr über eine Frontlinie hinweg, sondern persönlich.

„Negative Gefühle“, sagt Haidar. Er dachte an Kameraden, die neben ihm gestorben waren. Ein altes Video ging ihm nicht aus dem Kopf, das zeigte, wie IS-Leute einige Kurden auf einem Lastwagen zu ihrer Hinrichtung brachten. Haidars Gefangene weigerten sich am Anfang, ihre Bärte abzurasierern. Sie lehnten das Essen ab, weil sie glaubten, die Kurden würden die Hühner nicht nach den islamischen Regeln schlachten. Sie konnten die Kurden nicht mehr töten, aber sie taten alles, um ihnen zu zeigen, dass sie es immer noch gern tun würden.

„Diese Typen haben unsere Brüder und Schwestern umgebracht“, sagt Haidar. „Anfangs dachte ich: Wie soll ich es hier mit denen aushalten? Aber wer wäre ich, wenn ich mich an ihnen rächen würde? Sie können sich doch nicht wehren.“

Das Essen, das sie ihnen geben, kommt aus kurdischen Kasernen. Morgens Brot, Marmelade, Oliven, später Reis mit Sauce und Gemüse, abends Suppen.

Man müsse besser sein als der Feind, sagt Haidar.

„Jaja“, meint Abdallah, „das sagen sie immer.“

Das dünne syrische Brot könne er nicht ertragen. „Unmöglich.“ Meistens gebe er sein Essen ab, trinke nur einen Tee. Er sei müde von diesem Krieg, sagt Abdallah. „Bin zu tief reingegangen, weißt du.“

Erst sei er in die Rebellenprovinz Idlib gegangen, zur Al-Nusra-Front, dem syrischen Ableger von al-Qaida. Der IS war gerade erst dabei, sich in Syrien zu etablieren. Freunde aus Europa, die sich ihm schon angeschlossen hatten, schickten ihm Nachrichten aufs Handy. Er solle kommen, es sei schön dort. Abdallah schlug sich zu ihnen durch. Er absolvierte einen Glaubenskurs, schwor dem „Staat“ die Treue. In Deir az-Zur im Südosten Syriens heiratete er eine Frau aus den Niederlanden. Er wurde zweimal Vater. Seinem Heimatland drohte er im Internet, alles werde dort „in die Luft fliegen“.

Er genoss das Leben im „Kalifat“. „Niemand hat mir gesagt, steh auf, Schule. Ich konnte ausschlafen, auf dem Moped rumfahren, jeden Tag Hamburger essen.“ Steinigungen von Frauen oder Enthauptungen habe er nur gesehen, wenn ihm Freunde die Videos schickten. Klar, sagt Abdallah, heute finde er das alles verrückt. Es habe gedauert, bis er aufwachte. Irgendwann habe er sich vorgestellt: „Was, wenn das meine Frau wäre?“ Aber damals? „Ganz ehrlich: Es war mir egal.“

Haidar und Abdellah haben auf verschiedenen Seiten der Front gekämpft. Sie in Gut und Böse zu sortieren ist leicht. Der Befreier, der Terrorist. Doch die Frage ist: Wird Haidar als Gefängnisleiter seinem Anspruch gerecht? Und gibt es für jemanden wie Abdellah noch einen Weg zurück auf die gute Seite?

Bis zu ihrem Sieg über den IS verloren die Kurden über 11 000 Kämpfer, ihre Städte sind voll mit den Bildern der Toten, an jedem Laternenpfahl hängt eines. Sie mussten neue Friedhöfe anlegen, nur für die Märtyrer, wie sie sie nennen. Auf einem der Friedhöfe liegt seit vergangem Jahr ein Mann, der bis zum Schluss gegen den IS gekämpft hatte. Auf dem Weg von der letzten Schlacht nach Hause verfolgte ihn ein Pick-up, darin Männer einer IS-Schläferzelle. Sie schossen auf das Auto. Er war Haidars Bruder.

Der Friedhof liegt so nah an der Türkei, dass man die Grenzmauer sehen kann. Ganz unten am Hügel sind die Gräber noch frisch, die dort Begrabenen starben, als die Türkei im Herbst 2019 im syrischen Kurdengebiet einmarschierte und einen Teil besetzte. Haidar sagt, es gebe schlimmere Fälle als seinen. „Familien, in denen überhaupt kein Sohn mehr übrig ist.“

Er sagt: „Freiheit hat ihren Preis, und vielleicht ist es unsere Generation, die ihn bezahlen muss.“

Haidar redet sachlich, lächelt kaum. Abdellah dagegen strahlt oft. Im Netz gibt es Fotos von Abdellah aus seiner Zeit beim IS, auf ihnen sieht er kräftig aus, meistens posiert er mit einer AK-47, manchmal mit einer Pistole. Immer strahlt er.

Seine Augen sind irre wach, auch heute noch. Stellt man ihm Fragen, kommen die Antworten aus ihm herausgeschossen. Wer ist dieser Mensch, der mit seiner Frau und den beiden Kindern monatelang vor den Kurden und den amerikanischen Bombern flüchtete, von Dorf zu Dorf, hungernd und ständig mit dem Tod rechnend? Der sich erst ganz zum Schluss ergab und dabei von seiner Familie getrennt wurde, von der er nicht weiß, wo sie sich befindet?

Bereut er? „Das bringt die Toten doch nicht zurück.“ Würde er sich entschuldigen? „Die würden mir eh nicht glauben.“

Er möchte etwas Gutes über die Kurden sagen. Beim IS habe es geheißt, die Kurden würden Muslime lebendig verbrennen. „Wenn du das jeden Tag hörst in der Moschee, fängst du an, das zu glauben.“ Hier sah er die Kurden beten, im Ramadan fasteten sie. „Es hieß, die seien Atheisten.“

Die Kurden seien zu Recht feindselig, ja. Der IS habe sie angegriffen. Das stimme, sagt Abdellah. „Hier bin ich, Terrorist, Ende der Geschichte. Ich zahle den Preis.“

Aber was ist der Preis? Die Kurden lehnen die Todesstrafe ab. „Na ja“, sagt Abdellah. „Sie sind ja am Machen jetzt.“ Die Haftbedingungen, meint er, kosteten Leben. Er glaubt, dass auch er bald sterben muss. Wegen seiner Schusswunde. Es gebe Häftlinge, die sagen: Lieber eine Kugel in den Kopf als noch länger hier.

Je länger man mit ihm spricht, desto mehr lässt Abdellah in sich hineinhören. „Die haben ihre Rache gehabt“, sagt er über die Kurden. „Für mich ist der IS besser in solchen Sachen, in 15 Minuten, die machen deinen Kopf ab. Die Kurden lassen uns langsam totgehen.“ Er erschrickt. „Ich bin gegen beides, du weißt, was ich meine?“

Viele seien schon gestorben in diesem Gefängnis, „richtig viele“, sagt Abdellah.

„Einige“, sagt Haidar.

Man solle nicht vergessen, sagt er immer wieder, wer die Männer sind, die hier so hilflos wirken: die Allergefährlichsten, die Treuesten. „Ihre Ideologie ist so tief in ihnen drin“, sagt Haidar, „als wäre sie in Stein gemeißelt.“

„Ich will nur vergessen“, sagt Abdellah.

Er fragt: „Wenn du wiederkommst, kannst du mir Süßigkeiten mitbringen?“

TAG 2

Zehn Uhr morgens, die Wärter haben kaum geschlafen, in der Nacht gab es einen Aufstand. Es heißt, die Gefangenen hätten stundenlang „Allahu Akbar“ gerufen und gegen die Zellentüren getreten. Die Kurden benutzten Tränengas. Mit Gummigeschossen würden sie erst schießen, wenn es die Männer auf den Flur schaffen.

„Es gelang ihnen einmal“, sagt Haidar. „Sie haben behauptet, einer wäre krank. Als wir ihn aus der Zelle holen wollten, stürmten sie alle auf den Flur.“ Es komme auch vor, dass nachts Schläferzellen draußen in die Luft schießen, um den Gefangenen Mut zu machen. Vor einem anderen Gefängnis sei eine Autobombe explodiert.

Dieses hier, sagt Haidar, sei das größte Gefängnis mit IS-Männern, aber nicht das einzige. Insgesamt bewachten die Kurden 12 000 Gefangene.

Er trinkt noch einen Kaffee mit seinem Kollegen aus der Gefängnisleitung, einem Mann, der sich Rubar nennt. Rubar hat hier den Oberbefehl. Er ist älter als Haidar und sein Bart ist so dicht, dass man kaum einen Gesichtsausdruck erkennt. Rubar erzählt von einem Attentat auf ihn. Einem Häftling in einem anderen Gefängnis gelang es, sich eine Pistole zu greifen. Er zielte auf Rubar und drückte ab, der Schuss traf einen Wärter, der dazwischenging. Der Häftling wurde weggebracht, Rubar wusste nicht, was aus ihm wurde. Hier, in diesem Gefängnis, traf er ihn wieder.

Sicher würde er gern Rache nehmen, sagt Rubar. Aber er weiß: Das Klima hier wäre danach ein anderes. Sie hätten es dann nicht geschafft, besser zu sein als der Feind. Er hat eingesehen, dass sich dann nie etwas ändern würde.

Haidar, jetzt beim dritten Kaffee, beklagt sich: Aus dem Westen komme keine Hilfe. Die Overalls, das sei alles. Wie das Essen kommt auch die Medizin für die Gefangenen aus kurdischen Kasernen. Seit ein türkischer Luftangriff die Wasserwerke in der Nähe zerstört habe, müsse das Wasser in Lkws gebracht werden. „Wofür sind meine Kameraden gestorben?“, fragt er. „Damit die Welt schweigt?“

Abdellah humpelt von der Krankenstation in den Nebenraum, er erblickt die Tüte, die wir mitgebracht haben. Ein paar Schokoriegel, Kekse. Er nimmt sich ein Snickers. „Seit zwei Jahren habe ich keins mehr gegessen.“

Vergangene Nacht, als der Aufstand ausbrach, sagt er, sei ein Kampfjet niedrig über das Gefängnis geflogen, die Kurden wollten ihnen damit Angst machen. Für die IS-Männer war der Schalldurchbruch der Jets jahrelang das Geräusch, das den Tod brachte.

Alle hier haben Angst. Haidar sorgt sich um seine Eltern, sollte der IS von seiner Position im Gefängnis erfahren. Nicht mal Freunden erzählt er davon. Abdellahs Angst ist, der IS könnte

das Gefängnis stürmen und ihn dafür bestrafen, dass er mit Journalisten gesprochen hat. „Tausend Gefängnisse“ habe der IS gestürmt, sagt er. Es sind falsche Gerüchte, denen er glaubt.

Er will wissen, was in der Welt los ist. „Gibt es keine Nachrichten?“, fragt er. Man darf ihm nichts sagen, für die Gefangenen gilt Informationssperre. Selbst dass ihr Anführer, Abu Bakr al-Baghdadi, tot ist, wissen sie nicht, die Kurden fürchten sonst einen Aufstand. Abdellah hat nicht mal eine Uhr bei sich, die Araber unter den Häftlingen bestimmen anhand des Sonneneinfalls die Gebetszeiten. Das Datum kennt Abdellah, indem er jeden Tag zählt. An diesem Ort, wo es gestern so war, wie es morgen sein wird.

Lesen, einen Film gucken. Danach sehnt er sich. Nach dem Leben, das er in Europa zurückgelassen hat.

„Ich heule“, sagt er. „Es ist zu viel.“ Man könne sich nicht vorstellen, was er durchmachen musste. Und jetzt das hier: die Krankenstation, ein Platz auf dem Boden. Seit über einem Jahr war er nicht mehr an der frischen Luft. „Reicht das hier nicht als Strafe?“, fragt Abdellah. Er gibt sich selbst die Antwort: „Zweihundert Prozent.“ Er hat Mitleid mit sich. „Eine zweite Chance, darum bitte ich. Keine Gnade, nur eine zweite Chance.“

„Die Strafe“, sagt Haidar, „besteht darin, dass sie nachdenken müssen darüber, was sie getan haben.“

Wäre Abdellah im Irak gefangen genommen worden, würde er ... er unterbricht: „Gehängt werden, ja.“ Er hat davon gehört. Der Irak sei „richtig, richtig verrückt. So lange Zeit Krieg“.

Haidar will von dem Resozialisierungsprogramm erzählen, das sie im Gefängnis aufbauen wollten. Beschäftigungstherapie, ein bisschen Normalität. Ein erster Gefangener hatte einen Malkurs begonnen. Dann im Herbst, als die Türkei einmarschierte, seien ihm Wärter abgezogen worden. Haidar musste Leute für den Kampf gegen eine Nato-Armee abgeben, während er die für den Westen gefährlichsten Terroristen bewachte.

„Wären wir wie Erdogan“, sagt Haidar, „würden wir dem Westen drohen, die alle hier freizulassen.“

Erdogan. „Der Godfather der Terroristen“, so nennt ihn Rubar.

Haidar ist klar, dass es nicht ewig so weitergehen kann. „Unter den Bedingungen hier werden sie noch radikaler. Sie sind den ganzen Tag zusammen, bilden Gruppen.“

Es brauche eine Lösung, sagt er.

Eine Lösung sei alles, was er verlange, sagt Abdellah.

Abdellah versucht während des Gesprächs so viel Süßes zu essen, wie er kann, er darf die Sachen nicht mit auf die Krankenstation nehmen.

Die meisten seiner Mithäftlinge, erzählt er, seien wie er: Sie wollten nur noch nach Hause. „Manche würden auch zurück und kämpfen“, sagt Abdellah. „Wenige. Aber weißt du, der IS hat dieses Denken: nicht Quantität, sondern Qualität. Lieber ein guter Kämpfer als hundert schlechte, lieber ein Löwe als hundert Schafe.“

Ist noch ein Löwe übrig, ist der Kampf noch nicht verloren. Abdellah hat das Denken verinnerlicht, kann es immer noch abrufen, auch wenn er die Sprüche nur zitiert. Die Propaganda hat es mit ins Gefängnis geschafft. Sprüche gehen um: Schaut, wo sie uns hier hingebracht haben, der IS hat nicht gelogen. Nur der IS hat uns je angenommen.

Er selbst sei durch mit den extremistischen Gedanken, sagt Abdellah. Ob das stimmt? Auf jeden Fall ist Abdellah offen, und je länger wir reden, desto mehr lässt er sich in den Kopf schauen. Er sagt: „Ich erzähle dir 80 Prozent, den Rest sage ich nur den Behörden.“

Hat er gekämpft? „Ich hab.“ Na ja, kämpfen könne man vielleicht nicht sagen, es sei nicht so wie im Film. „In Wirklichkeit liegst du in einem Graben, es kommen Flugzeuge, und du stirbst.“

Könnte es nicht ein Anfang sein, sich zu entschuldigen? Ach, sagt er, auch die Kurden hätten viele Menschen getötet. Und die Amerikaner. „Wie viele hat der IS umgebracht in Frankreich, 1000? Keine 1000, vielleicht 200.“ Die amerikanischen Bomben hätten viele Tausend Menschen getötet. IS-Leute, aber auch Zivilisten. „Keiner sagt: Tut mir leid.“

In der Welt, wie Abdellah sie sieht, ist alles gleich. Keiner ist gut. Krieg ist Krieg. Tot ist tot, egal, ob es Mord war oder ein Unfall. „Der IS macht ein Video und sagt, ich töte die ganze Welt. Die anderen töten und sagen, wir sind demokratisch.“ Er schnaubt. „Was ist das denn, demokratisch?“ Er spricht jetzt schneller. „Der IS schickt eine Autobombe, ein US-Flugzeug wirft eine Bombe. Trump sagt, wir kämpfen mit Feuer gegen Feuer. Al-Baghdadi sagt, ihr bombardiert Raqqa, wir töten euch in Amerika.“

Abdellah redet und redet, und beinah geht dabei unter, wie er auf einmal über sich selbst spricht, nicht mehr über den IS. Es ist ein Geständnis: „Ich habe getötet, die haben getötet. Die haben mehr getötet.“

Mittags trifft sich Haidar mit Rubar zum Essen. Sie gehen in einen Raum im ersten Stock, dort hängen die Bilder an der Wand, die der Häftling in der Therapie gemalt hat. Eines zeigt einen Jungen mit aufgerissener Brust, während Kampfflugzeuge über ihm kreisen. Jemand bringt ein Tablett mit gefüllter Paprika.

Neben Rubar wird Haidar manchmal albern. „Er ist wie meine Mutter“, sagt Haidar. „Bitte, Mama, ich brauche eine neue Uniform! Kann ich nicht deine haben?“ Er kichert, legt seine Hand auf Rubars Oberschenkel. „Falls du Märtyrer wirst“, ruft er, „fahre ich zu deiner Familie und sage, du wolltest mir dein Auto vererben!“ – „Du bekommst mein Auto nie“, sagt Rubar. Dann, schlagartig wieder ernst, schaut Haidar Rubar in die Augen und sagt: „Du bist meine Familie.“

Hat der Krieg sie verändert? „Ich bin jetzt frei im Kopf“, sagt Haidar. Er war ein Kind, als der Arabische Frühling nach Syrien kam, als die Revolution ausbrach. Ein Teenager, als aus ihr der Krieg wurde. Freiheit, sagt Haidar, das sei nicht, dass man shoppen gehen kann. Es sei, keine Angst vor dem Tod mehr zu haben. Er ist mit dem Sterben erwachsen geworden. Wie alle, die hier geboren wurden oder die sich in diesen Krieg verirrt haben.

Wie Abdellah. Sie sind Kriegskinder, beide. Fast gleich alt, Mitte 20. Eigentlich fängt gerade ihr Leben erst an.

Haidar fragt: „Warum muss es Grenzen geben? Ich glaube an Mohammed und du an Jesus, kein Problem.“ Er schwärmt von Freiheit und Demokratie, und für einen Moment klingt es, als könnte vielleicht noch etwas Gutes hervorgehen aus dem Krieg. Doch: Ist es nicht Haidar,

der für dieses Gefängnis mitverantwortlich ist, für dieses Loch, in dem die Häftlinge an Tuberkulose sterben?

Die Bedingungen sind nicht menschenwürdig, er weiß es selbst. Sogar auf der Krankenstation kommen auf die 350 Gefangenen nur drei Toiletten und zwei Duschen, es gibt kaum Strom und Wasser, laut Abdellah nur für eine Stunde am Tag.

„Die haben gesagt, ergib dich, wir achten die Menschenrechte“, sagt Abdellah. „Ich bin gekommen. Wo sind jetzt meine Menschenrechte? Ist lustig, oder?“

„Wir haben nicht die Mittel“, sagt Haidar.

Was, wenn Abdellah recht hat? Wenn dieses Gefängnis doch nur ein Instrument der Rache ist, während Haidar über Freiheit spricht? Dann wäre der IS militärisch besiegt, aber er hätte der Welt sein Denken übergestülpt. Die Logik der immer wiederkehrenden Rache. Die Besiegten leben im Dreck oder sterben. Bis es wieder losgeht.

Keines der Länder, aus denen die Männer kommen, hilft den Kurden. Auch Deutschland will seine IS-Terroristen nicht zurück, zu groß die Angst, ihnen nichts beweisen zu können, sie vielleicht freilassen zu müssen. Lieber sollen sie in den Zellen der Kurden bleiben, bewacht von Haidar und Rubar.

Bald beginnt ein Prozess, immerhin. Ein kurdisches Tribunal wird sie alle anklagen. Ein faires Verfahren soll es werden, jeden einzelnen Fall wollen die Richter prüfen. All die Tausende. Es wird Jahre dauern. Jahre, die Abdellah wohl in diesem Gefängnis verbringen wird. Hier, wo die Geschichte des „Kalifats“ enden sollte.

„Was ist mit dem Prozess?“, fragt Abdellah. „Fängt er bald an?“ Er fleht: „Bitte, sag mir was darüber! Bleibe ich mein Leben lang in Syrien oder was?“ Er schweigt eine Weile. „Ich will ein Urteil. Bitte. Oder stellt mich halt an die Wand.“

In einer Nacht kurz nach unserem Besuch passiert ein weiterer Aufstand. In einer Zelle gelingt es den Gefangenen, die Überwachungskamera zu deaktivieren. Sie brechen die Tür auf, öffnen die anderen Zellen auf dem Flur, bringen das ganze Erdgeschoss des Trakts unter ihre Kontrolle. Die Kurden verlegen Antiterrorereinheiten ins Gefängnis, amerikanische Jets donnern über das Gelände. Trotzdem dauert es bis in die nächste Nacht hinein, bis der Aufstand niedergeschlagen ist.

Offenbar haben die Gefangenen vom Coronavirus erfahren, trotz der Informationssperre. Sie wissen, sie wären ihm ausgeliefert, ihr Immunsystem ist schwach. Covid-19 würde vielen den Tod bringen.

Zwölf Gefangene seien in der Nacht geflohen, meldet das syrische Staatsfernsehen, eine lokale kurdische Quelle spricht von vieren. Der Oberkommandeur der kurdisch geführten SDF-Miliz dementiert jegliche Flucht, sein eigener Pressesprecher twittert, man fahnde nach den Geflüchteten. Es wirkt wie ein Vorspiel auf die mögliche Katastrophe.

Haidar hätte schon lange die Uniform ablegen und seine Ausbildung beenden können. Er könnte in die Nähe seiner Eltern ziehen, deren einziger Sohn er nun ist. Er hat nicht nur seinen Bruder verloren, sondern auch zwei Cousins. Einer starb bei einem Bombenanschlag, der andere an der Front gegen den IS in Raqqa. Auch die beiden, sagt er, seien wie Brüder gewesen.

Er macht weiter. Vielleicht weil er spürt, dass er den Hass im Gefängnis nur verwahrt, nichts gegen ihn tut. Haidar schaut der Gefahr jeden Tag ins Gesicht. Niemand weiß besser als er, dass die Geschichte hier nicht zu Ende ist.

Irgendwann will er eine Familie und ein Gehalt, „gut genug, dass ich sie ernähren kann“, ein normales Leben. Ein gewöhnlicher Wunsch anderswo, nicht hier, in Syrien, im zehnten Jahr des Krieges. Hier klingt es wie ein Traum. Haidar ist für Träume am falschen Ort geboren.

„In ein europäisches Gefängnis kommen“, sagt Abdellah, „dort studieren, arbeiten, Geld verdienen.“ Davon träumt er. Er lacht. „Chemie werden sie mich wohl nicht mehr studieren lassen.“ Seine Freilassung will er erleben, seine Kinder wären dann groß. Er will alles hinter sich lassen, die Angst, den Hunger. Seine Verbrechen auch. Er bittet uns, seiner Mutter zu sagen, dass er sie liebe. Aber auch das ist verboten, die Gefangenen dürfen keine Nachrichten schicken. „Okay“, sagt Abdellah leise.

„Die Welt schießt auf uns“, sagt er.

„Die Welt hat uns vergessen“, sagt Haidar.

Haidar möchte nichts von den Süßigkeiten, die wir mitgebracht haben. Er wolle keine Geschenke. „Schreibt nur die Wahrheit“, ruft er uns nach, als wir schon im Auto sitzen und losfahren. Dann geht das Tor zu.